

„Nein, ich will ihn nicht!“ schrie G. B. Shaw, als er 1925 den Nobelpreis bekam. Nicht alles war nobel in der Geschichte der Nobelpreise. Am Freitag werden sie in Stockholm und Oslo wieder verliehen



Hinter der glänzenden Fassade war immer irgend etwas baufällig: Nobelpreisträger W. Röntgen, A. Einstein, G. B. Shaw, M. Planck, G. Hauptmann, R. Koch, W. Forssmann

Und Knut Hamsun betrank sich beim Bankett

Große Abendroben und geborgte Fräcke, blitzende Ordensschnallen und weiches Kerzenlicht — auch das diesjährige Nobel-Diner im Stockholmer Stadthaus wird den vorangegangenen gleichen, als habe sich die Welt — zumindest modisch — seit der Jahrhundertwende kaum geändert.

Nur eine Wand wird den schwedischen König, die Juroren und die Preisträger von einer Küche trennen, die eine Woche nach dem Bankett geschlossen wird. Der riesige Herd, auf dem das Festmenü bereitet wird, leckt Gas, der Fußboden bröckelt, die Kühlschränke klappern. Ein Symbol?

Hinter der glänzenden Fassade der Nobel-Stiftung war von Anfang an immer irgend etwas baufällig, stimmten Geist und Buchstabe nie ganz überein, beeinflussten menschliches Irren und menschliche Grillen das Wirken einer Institution, die dem Olymp am nächsten scheint.

Als Alfred Nobel am 10. Dezember 1896 in seiner Villa in San Remo starb, genau 75 Jahre vor der diesjährigen Preisverleihung, war er erst 63 Jahre alt. Und er war einsam, wie er es befürchtet hatte. Gegen seine Herzattacken hatte ihm sein Pariser Arzt zuletzt Nitroglycerin verschrieben, den Stoff, den Nobel als erster zähmte — als Dynamit.

„Man nennt meine Medizin Trinitrin“, schrieb Nobel einen Monat vor seinem Ende, „um die Apotheken und die Öffentlichkeit nicht zu erschrecken...“

Sein Tod aber schockte seine Familie und die Schweden wie eine Explosion. Nur eine Million

Kronen hinterließ Nobel seinen beiden Neffen Hjalmar und Emanuel, 31 Millionen aber vermachte er einer Stiftung, die alljährlich „die würdigsten“ Wissenschaftler, Dichter und Friedensbereiter belohnen sollte, „ungeachtet ihrer Nationalität“.

„Unvaterländisch“ nannten die Schweden ihren großen Landsmann. Und der handgeschriebene Text, der ein zunächst aufgefundenes Testament überholte, war der Auftakt zu einer noch heute nicht beendeten Kette von Mißverständnissen.

Das Erbe in acht Ländern verstreut

Nobel hatte keinen Notar bemüht, und er hatte seine Anweisungen so knapp gehalten wie seine 356 Patentanmeldungen. Die Ausarbeitung überließ er immer gern anderen. In diesem Fall seinem 26jährigen Assistenten Ragnar Sohlman.

Er hatte als Testamentsvollstrecker zunächst die Anfechtungsbemühungen der Familie Nobel abzuwenden. Die verschiedenen Wohnsitze des Stifters, Paris, San Remo, Bofors und Karlskoga, komplizierten die juristische Anerkennung ebenso wie der Umstand, daß das Erbe in acht europäischen Ländern verstreut war.

Sechs Millionen fand man in Deutschland. Die von Nobel benannten Preisverteilungsgremien zeigten sich zum Teil ablehnend. Aber nach fünfjährigem Streit um den Letzten Willen konnte der Deutsche Wilhelm Röntgen als erster in der Stockholmer Musi-

kalischen Akademie einen „Nobelpreis“ entgegennehmen.

Der französische Literaturpreisträger Sully Prudhomme war krank und konnte nicht zur Premiere kommen. Er entsprach noch genau der ersten Auslegung des Textes, daß derjenige Dichter geehrt werden sollte, der das „Hervorragendste in idealischer Richtung“ geschrieben habe. Nobel benutzte das Wort „idealisk“, nicht „idealistisch“. Wollte er eine Literatur auszeichnen, die für den Leser ein hohes Ideal darstellt, oder konnte er, der Englisch, Französisch, Deutsch und Russisch beherrschte, nicht mehr richtig Schwedisch?

Am Ende des umstrittenen Wortes hatte seine Feder sichtlich gestreift. Die heute übliche, weiter gefasste Interpretation „idealistisch“ hätte damals Tolstoj oder Strindberg den Preis bringen können.

Sie bleiben ungeehrt wie Proust und Rilke, Lorca und Lawrence, Ibsen und Twain, Valery und Majakowski, Wells, Woolfe, Conrad und Brecht — alle „Klassiker“ unseres Jahrhunderts.

Ein paar Jahre zeichnete die Schwedische Akademie die vermeintlichen Favoriten des Stifters aus. Zola gehörte nicht dazu — aber der im Ausland so gut wie unbekannte Norweger Bjørnstjerne Bjørnson. Erst als diese Liste erschöpft war, ließ sich die Akademie von eigenem Ermessen und eigenen Vorurteilen leiten.

Nicht nur literarische Fähigkeiten, auch das Privatleben und — gegen Nobels ausdrücklichen Willen — die Nationalität spielten oft eine Rolle. So stellten in den ersten 49 Jahren die vier nordischen Länder 28 Preisträger. Amerika wurde von den Nobel-

Juroren erst nach dem letzten Krieg entdeckt.

Selbst die gewöhnlich wenig diskutierten Auszeichnungen für Chemie, Physik und Medizin gerieten hin und wieder ins Zwielicht. Einstein, der schon 1914/1915 durch seine Allgemeine Relativitätstheorie weltbekannt geworden war, wurde erst 1921 ausgezeichnet und lediglich für seine noch weiter zurückliegenden Quantentheorien.

Diese übertriebene Vorsicht in der Bewertung hatte sich eingebürgert, nachdem sich das „Tuberculin“ des 1905 geehrten deutschen Bakteriologen Robert Koch sechs Monate später als noch unvollkommen erwies.

Noch vor wenigen Wochen behauptete der schwedische Medizinprofessor Rolf Luft, mit dem Schotten MacLeod sei 1923 der falsche Mann für die richtige Entdeckung, die des Insulin, ausgezeichnet worden. Der mit ihm prämierte Frederick Banting hätte den Preis mit den „wahren Pionieren“, MacLeods Assistenten C. H. Best und dem Rumänen Paulescu, teilen müssen.

Und als in diesem Jahr der in Kanada forschende gebürtige Hamburger Gerhard Herzberg während einer Rußland-Reise erfuhr, er habe „den Preis“ gewonnen, dachte er an die Auszeichnung für Physik, nicht für Chemie. Bei Marie Curie ging man sicher: sie erhielt 1903 den Preis für Physik und 1911 den für Chemie.

Doch nicht jeder fühlte sich von der Entscheidung der Nobel-Juroren geehrt. „Nein, ich will ihn nicht!“ schrie George Bernard Shaw 1925 den schwedischen Botschafter an und spottete dann: „Der Preis ist wohl ein

Zeichen der Dankbarkeit dafür, daß ich nichts veröffentlicht habe.“ Tatsächlich wurde er nach einem leeren Jahr seines sonst so schaffensreichen Lebens belohnt.

Nicht nur für ihn haben die „18 Weisen“ der Schwedischen Akademie die testamentarischen Bestimmungen ein bißchen hingebogen. 1933 gaben sie den Preis dem russischen Emigranten Ivan G. Bunin. „Unser Gewissen wegen Tolstoj und Tschekow zu erleichtern“, räumte der damalige ständige Sekretär der Akademie, Anders Österling, ein. Bunin gab das Geld an seine weißrussischen Freunde in Paris weiter und war nach einem Jahr so arm wie zuvor und vergessen. Österling, der fünf Jahre lang als Sekretär entscheidenden Einfluß hatte, nominierte jedoch ungern Amerikaner, da „Hollywood ihnen ja ohnehin mehr zahlen kann als wir“.

Ein Polster für die alten Tage

Doch zu seinen Zeiten, seit 1962 ist er nur noch Mitglied der Akademie, sickerte das Urteil manchmal schon Stunden oder gar Tage vorher durch. Als einmal ein Journalist bei ihm zu Hause anrief, antwortete seine — angeblich ebenso einflussreiche Frau Greta souverän: „Wir haben uns noch nicht entschieden.“

Indes, vielen verlieh der Preis nicht nur Ruhm, sondern auch lange entbehrte finanzielle Sicherheit. Der immerhin schon 67jährige Dr. Herzberg freute sich über das „Polster für die alten Tage“. Selma Lagerlöf, die noch den ersten Literaturpreis boykot-

tiert hatte und später selbst in der Jury saß, kaufte 1971 das 300 Jahre alte Elternhaus zurück, das nach dem Tod ihres Vaters in fremde Hände gefallen war. Pierre und Marie Curie richteten sich das erträumte Badezimmer ein.

Am impulsivsten von allen Preisträgern reagierte der Norweger Knut Hamsun. Völlig verarrmt, begann er noch beim Gala-Diner mit Schnaps und deren Späßen seine private Feier. Er zog ein würdiges Komiteemitglied am Schnurrbart und wankte dann zu Selma Lagerlöf. Er klopfte mit dem Knöchel an ihre Festkorsage und dröhnte dann: „Hört ihr? Das klingt wie eine Glockenboje!“ Erst nach zwei Wochen war er wieder nüchtern.

Um all diese Schnurren und Dramen, um all die Geheimnistuerei, um den Glanz eines letzten großen Festes und um einen Zank und Mißgunst überstrahlenden Preis wäre die Welt ärmer, hätte ein Wiener Blumenmädchen sein Ziel erreicht, Frau Nobel zu werden.

Der schon 43jährige Alfred Nobel verliebte sich auf den ersten Blick in dieses Kind aus dem Volke und versuchte mit unendlicher Geduld, aus der Furcht, allein zu bleiben, seine „kleine Taube“ auf sein eigenes Lebensniveau emporzuziehen. Vergebens. Lange Zeit erhielt sie „Eriefer!“ von ihrem „alten Brummhären“, die an „Madame Nobel“ adressiert waren.

Wäre dieser Titel rechtsgültig geworden, dann hätte es um die Jahrhundertwende eine reiche junge Witwe mehr in den mondänen Bädern Europas gegeben — aber sicher keinen Nobelpreis.

Alphons Schauseil (SAD)

HOROSKOP

für die Woche vom 5. bis 11. Dez. 1971

Wassermann (21. 1. — 19. 2.): Nicht voreilig urteilen und handeln. Selbstkritisch bleiben. Finanzfragen energisch vorantreiben. Gut für berufliche Reisen, wenn 1. bis 10. Februar geboren.

Fische (20. 2. — 20. 3.): Je positiver Ihre Einstellung ist, desto mehr wird Ihnen in dieser Woche gelingen. Negative Gedanken ziehen nur Ungünstiges an. 3. bis 10. März Geborene können mit unverhofften Annehmlichkeiten rechnen, besonders Ende der Woche.

Widder (21. 3. — 20. 4.): Jede Aggression bringt Unannehmlichkeiten. Stets diplomatisch bleiben. Bei allem den Verstand vor das oft zu stark betonte Gefühl setzen. 11. bis 20. April Geborene: Auftriebs- und Erfolgstendenz.

Stier (21. 4. — 20. 5.): Neue Planungen können erfolgversprechend begonnen werden, besonders Donnerstag. Günstig für wichtige finanzielle Fragen, wenn 1. bis 10. Mai geboren; private Reisen bringen Enttäuschungen.

Zwillinge (21. 5. — 21. 6.): Jede berufliche oder private Auseinandersetzung vermeiden; verständigungsbereit bleiben. Im Beruf alles gewissenhaft erledigen, da mehrfach Tendenz zu Flüchtigkeitsfehlern. 1. bis 10. Juni Geborene: Nichts Neues beginnen, ungünstig für juristische Angelegenheiten.

Krebs (22. 6. — 22. 7.): Ab 7. Dezember steigende berufliche Erfolgstendenz, besonders für selbstständig tätige Personen. Achten Sie auf neue Angebote. 2. bis 12. Juli Geborene: Unverhoffte Annehmlichkeiten, Freude, Genuß.

Löwe (23. 7. — 22. 8.): Beharren Sie nicht zu sehr auf Ihrer Meinung und Ihren Wünschen. In Liebe und Ehe kameradschaftlich bleiben. Starke berufliche Erfolgstendenz für 2. bis 12. August Geborene, außer Montag. 13. bis 22. August Geborene: Außer Mittwoch kann Ihnen in dieser Woche durch intensives Bemühen viel gelingen.

Jungfrau (23. 8. — 23. 9.): Lassen Sie sich durch negative Umwelteinflüsse nicht beeindrucken. Bleiben Sie Ihren Vorsätzen treu. Will etwas trotz aller Anstrengungen nicht gelingen, verschieben Sie es gestrost auf die folgende Woche.

Waage (24. 9. — 23. 10.): Widmen Sie sich bis einschließlich Donnerstag intensiv wichtigen und nutzbringenden beruflichen Vorhaben. Gut zum Ausnutzen und Erweitern von Beziehungen. 3. bis 13. Oktober Geborene sollten in allen finanziellen und ehelichen Fragen vorsichtig sein; insbesondere kein Geld ausleihen.

Skorpion (24. 10. — 22. 11.): Aktives, folgerichtiges Handeln bringt in fast allen Fällen Erfolg. Gute Woche für neue Anbahnungen. Umsatzsteigerung für Geschäftsleute. 3. bis 12. November Geborene können Neues erfolgversprechend starten.

Schütze (23. 11. — 22. 12.): Nichts erzwingen wollen. Vorsicht bei neuen beruflichen Verbindungen und in Wertpapierfragen. Überarbeitung vermeiden, sonst gesundheitliche Störungen. 5. bis 13. Dezember Geborene haben günstige Einflüsse.

Steinbock (23. 12. — 20. 1.): Kümern Sie sich in dieser Woche intensiv um den Beruf. Ihnen kann mehr gelingen als erwartet. Beste Tage: Donnerstag, Freitag. 11. bis 20. Januar Geborene müssen mit kurzfristigen Behinderungen rechnen.

Knut Hamsun — Adler in Ungewittern

Der Dichter im Nachkriegsurteil Norwegens

Es sind nun fünfundzwanzig Jahre her, seitdem das norwegische Reichsgericht den über alle Länder der Welt berühmten Dichter Knut Hamsun auf Grund seiner bis ins Letzte bewährten Treue Deutschland gegenüber zum Landesverräter stempelte und eine Konfiskation so gut wie seines gesamten Vermögens aussprach. Als jenes Urteil fiel, hatte der Dichter jedoch bereits eine dreijährige Internierung in einem Irrenhaus und Haft in einem Altersheim hinter sich, während seine Gattin, Marie Hamsun, als „Kollaborateur mit den Deutschen“ in einem Frauengefängnis saß. Das war die Zeit der großen Hexenjagd, nicht nur in Norwegen, auf alle jene die sich für die deutsche Sache eingesetzt hatten. (Erich Kern hat 1970 in einer „Menschenjagd in ganz Europa“ betitelten Artikelserie jene Zeit, auch in bezug auf Norwegen, eindrucksvoll in der DWZ dargestellt.)

Ein jeder deutscher Hamsunfreund dürfte, neben den großen Romanen des Dichters, dessen ergreifendes Erinnerungsbuch über seine Jahre tiefsten Leides und der Schmach, von 1945 bis 1948, „Auf überwachsenen Pfaden“, kennen, welches von zahlreichen Kritikern als ein einzigartiges Spätwerk des Verfassers angesehen wird. Es kommt ja auch nicht so oft vor, daß ein Verfasser zwischen seinem 86. und 89. Lebensjahr noch die geistige Frische besitzt, so ein Buch zu schreiben. Ein schwedischer Literaturkritiker, Björn Fabricius Hansen, hat unterstrichen, daß diesem Werk ein Platz in der Weltliteratur zukäme, während Frank Thiess (in seiner Schrift „Hamsuns Auf überwachsenen Pfaden, eine Untersuchung über Geist und Struktur des dichterischen Alterswerkes“) von „einer neuen Höhe, des Durchmessens und Erkennens“, die hier erklommen ist, spricht. Und so ein Werk wurde von einem Mann geschrieben, über den Professor Langfeldt, der Chef des Irrenhauses unter dessen Ägide der Verfasser vier grauenhafte Monate verbringen mußte, die Diagnose stellte, daß er an „bleibend geschwächten Seelenkräften“ leide. Wahrscheinlich konnte jener Irrenarzt damals nicht anders einem Menschen gegenüber handeln, der trotz aller Spritzen und endlosen psychoanalytischen Verhöre nicht bereit war, sich als Landesverräter stempeln zu lassen, da er, wie er immer wieder unterstrich, ein reines Gewissen besaß und sich stets nur mit allen ihm als altem Manne noch verbliebenen Kräften für das Wohlergehen seines Vaterlandes eingesetzt hatte.

Knut Hamsun war sich weder irgend-einer Schuld noch irgendeines von ihm begangenen Verbrechens bewußt; er hatte Deutschland, den deutschen Menschen und die deutsche Kultur, wie Sven Hedin in Schweden, von jung an geliebt und geschätzt und war auch nie Mitglied irgendeiner politischen Partei gewesen. Der Dichter hatte lediglich einige unter dem Traumbilde eines Großgermanischen Reiches, in dem Norwegen seine Rolle als nordischer Staat spielen sollte, verfaßte Artikel in deutschen und norwegischen Zeitungen publiziert. Sollte man denn wirklich, fragte er sich und diejenigen, die ihn damals verdammt, einen Menschen auf Grund einiger Zeitungsartikel einfach in ein Irrenhaus stecken und ihm seinen Besitz konfiszieren dürfen? In seinem Brief an den norwegischen Staatsankläger, kurz nach dem Erlebnis der „Tortur“ des Irrenhauses, richtet er an diesen die Frage: „Wozu sollte denn das Ganze dienen? Wollte man mich für geisteskrank und damit für unverantwortlich in meinen Taten erklären? In dem Falle haben Sie die Rechnung ohne mich gemacht. Ich wußte, daß ich unschuldig war, taub und unschuldig. Ich wurde Monat um Monat meiner Freiheit beraubt, eingesperrt, unter Zwang, Verboten, Martern und Inquisition. Ich hätte zehnmal lieber in Ketten in einem gewöhnlichen Gefängnis gesessen, als genötigt zu sein, mit diesen mehr oder weniger geisteskranken Menschen in der Psychiatrischen Klinik zu sitzen.“

Von tiefster Verfemung zu Scham und Achtung

Und heute schämt man sich in Norwegen, hätte gern alle diesem großen Dichter der Nation gegenüber angetane Schmach ungetan haben wollen, heute ist das Kapitel Hamsun im Gespräch mit einem jeden Norweger etwas Peinliches. Heute hätte man es gern, das, was nun einige Literaturkritiker als eine Hamsunsche „Tragikomödie“ zu bezeichnen pflegen, eine Tragikomödie, die aber für den durch sie betroffenen, wie wir nun wissen, mehr Tragik, Leid und totale menschliche Entwürdigung als Komik in sich trug, nie erlebt zu haben brauchen. Bereits 1955, also knapp drei Jahre nach dem Tode des Dichters, konnte der nunmehr weit bekannte norwegische Schriftsteller Aksel Sandemose vor dem Osloer Studentenbunde sagen: „Wir waren es, die damals krank waren, als wir Knut Hamsun jener Behandlung teilhaft werden ließen. Wir haßten, und wer haßt ist krank. Es war eine blutige Beleidigung einem so genialen Menschen gegenüber, ihm jener mentalen Untersuchung zu unterziehen. Laßt ihn die Krone erhalten, die er verdient hat — die Krone

des Dichters!“ Professor Edvard Beyer, der bekannte norwegische Literaturhistoriker, hat mehrere Jahre später, auch vor einer Zuhörerschaft von Studenten in Oslo, unterstrichen, daß man damals menschlicher hätte handeln müssen: „Heute glaube ich, daß viele von uns es gewünscht hätten, ebenso mild wie Molotow verfahren zu haben. Der damalige sowjetische Außenminister, ein Freund der Werke Hamsuns, hatte einem norwegischen Politiker gegenüber die Hoffnung ausgesprochen, daß man nach dem Kriege Hamsun gegenüber Milde walten lassen möge. Milde um Hamsuns und unserer selbst willen.“

Es gibt eine Reihe von weiteren Stimmen, die Ähnliches nach dem Tode des Dichters vor dem norwegischen Volke ausgesprochen haben — Professor Francis Bull, ein anderer bekannter Literaturforscher, der Verleger Harald Grieg, der Großspräsident C. J. Hambro, der Dichter Johan Borgen, Christian Gierloff in seiner von edelster Gesinnung geprägten Erinnerungs- und Verteidigungsschrift „Knut Hamsuns Egen Röst“, Knut Hamsuns eigene Stimme, Oslo 1961, Sten Sparre Nilsons „Ein Adler in Ungewittern“, Oslo 1960, eine bis in die letzten Winkel der Dichtung Hamsuns vordringende literaturhistorische Untersuchung der Hamsunschen Weltanschauung und politischen Ausrichtung. Hinzu kommen die Stimmen der nach dem Hinscheiden des Dichters erschienenen größeren Werke der norwegischen Literaturgeschichte, von A. H. Wisnes, Mogens Brøndsteds, Edvard Beyers, welche von der Achtung vor dem Nationaldichter Knut Hamsun sprechen, von der Würdigung seines Werkes.

Repräsentativ für jene heute in Norwegen herrschende Einstellung Hamsun gegenüber dürfte ein weiteres Wort Edvard Beyers in seinem oben erwähnten Werke sein: Er sprach in der Sache der Deutschen, suchte aber auch seine Posi-

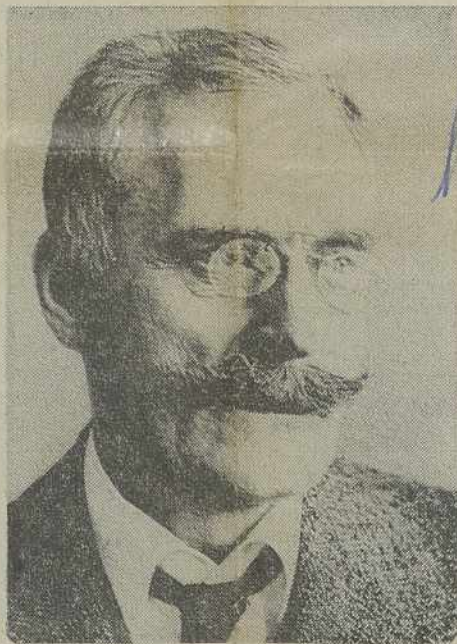
tion zum Vorteil zum Tode verurteilter Norweger auszunutzen. In welchem Grade er eigentlich außerhalb von alledem stand, können wir aus seiner merkwürdigen Verteidigungs- und Abschiedsschrift „Auf überwachsenen Pfaden“ ersehen. Heute weiß man, daß der Dichter durch unermüdliche Einsätze während der ganzen Zeit der deutschen Okkupation des

diese Weise kam der Dichter an seinem Lebensende in einer Welt der Ideale zu leben, die oft nicht viel mit der ihn umgebenden Wirklichkeit zu tun hatte. Er erfuhr erst spät von den Härten die der Krieg Norwegen gebracht hatte.

Ursachen der Hamsunschen Deutschlandliebe

Für ihn verblieb eben alles, was Deutschland hieß, ein Ideal, zu dem er emporblickte. Deutschland, und zwar nicht nur das Dritte Reich, sondern ebenso das frühere Reich Kaiser Wilhelms II., war für ihn der Widersacher Englands, und das genügte. Und England stellte für ihn von jung an die Verkörperung jeglicher Unterdrückung, der Unfreiheit der Völker, der Sklaverei und eines unmenschlichen Industrialismus dar, von dem er auf seiner Reise nach Amerika, auf der Strecke von Hull nach Liverpool, nur die dunkelste Kehrseite erblickt hatte.

Auf einem Wiener Journalistenkongreß im Jahre 1943 sagte Hamsun: „Ich bin tief und innerlich anti-anglonian, antibrutisch, und kann mich nicht daran erinnern, jemals etwas anderes gewesen zu sein.“ „Die Bolschewisten“, schrieb er in der Februarnummer der Zeitschrift „Berlin-Rom-Tokio“ des Jahres 1942, „tragen ohnehin eine so furchtbare Last eigener Untaten und Ausschreitungen, daß etwas mehr oder weniger keine Rolle spielt. Wenn es den Bolschewisten in diesen 24 Jahren gelungen ist, neun Millionen Menschen zu „liquidieren“, so haben sie wahrscheinlich die Engländer in unmittelbarem Massenmord übertroffen. England könnte den Anspruch erheben, die bestausgebildete Schlächternation der Welt zu sein. Als sich die Engländer mit den Bolschewisten verbündeten, hatten sie bereits den dritten Teilhaber, Amerika, im Hintergrund. Es galt, sich mit Menschen und Waffen auszurüsten, denn



Knut Hamsun

Landes das Los seiner Landsleute durch die deutsche Führung zu mildern suchte. Allein an Hitler hatte er damals 100 Telegramme gesandt und bewirkt, daß etlichen zum Tode verurteilten jungen Widerstandskämpfern das Leben hatte gerettet werden können. Und heute weiß man auch, daß Hamsun schon lange vor seinem Tode so gut wie total taub auf beiden Ohren war. So taub, daß sogar seine nächsten Angehörigen kaum noch mit ihm kommunizieren konnten. Auf



Giovanni Bellini, Verklärung Christi (Museum Neapel)

Das Ereignis der österlichen Auferstehung hat der berühmte italienische Maler der Hochrenaissance, Giovanni Bellini, in dem Bild der „Verklärung Christi“ (Museum Neapel) in einer, gegenüber der üblichen Darstellungskunst des Motivs, sehr ungewöhnlichen Weise gestaltet. Bellini zeigt nicht den aus dem Grab aufsteigenden Christus, sondern er stellt die Gestalt des Auferstandenen in statuarisch strenger Haltung und monumentaler Größe hinter das angelegte Grab und die Gestalten der drei Jünger im Vordergrund. Christus und die beiden Assistenzfiguren, die mit Schritrollen in Händen Propheten des alten Bundes verkörpern, sind gegenüber den erschreckten Jüngern in übermenschlicher Größe dargestellt. Dadurch erhält der geschilderte Vorgang den Charakter einer übernatürlichen Vision. Die verklärte Christusgestalt mit der feierlichen Geste der erhobenen Arme symbolisiert in großartiger Weise die Mystik des heroischen Opfers und des Sieges über den Tod. Im Zusammenklang der Figuren mit der stimmungsvollen Landschaft, die das Erwachen der frühlinghaften Natur andeutet, hat der Meister das christlich österliche Wunder mit dem Geheimnis der sich erneuernden Natur verbunden.

Giovanni Bellini (um 1428 bis 1516), einer der größten Meister der italienischen Hochrenaissance, war das jüngste und bedeu-

tendste Mitglied einer venezianischen Malerfamilie des 15. Jahrhunderts. Berühmt sind seine zahlreichen Madonnen- und Passionsdarstellungen sowie phantasiereiche Gestalten mythologischer Motive. Er hat in seinen religiösen Bildern seelische Bereiche ausgedrückt, die vor ihm nicht gestaltet worden waren. Die natürliche Schönheit seiner Figuren steht mit dem seelischen Gehalt des Motivs in völligem Einklang. Die Verbindung der kraftvoll strengen Zeichnung mit dem weichen Schmelz seiner Farben verleiht Bellinis Bildern den Zauber einer eigenen Musikalität.

Der zeichnerische Stil Bellinis hat auf Albrecht Dürer größten Eindruck gemacht, als er in Venedig das berühmte Rosenkranzfest malte. Er hat in einem Brief aus Venedig 1506 an Pirckheimer nach Nürnberg berichtet: „Giovanni Bellini, der hat mich vor vielen Edelleuten sehr gelobt. Er wollte gerne etwas von mir haben und ist selber zu mir gekommen und hat mich gebeten, ich sollt ihm etwas machen, er wollte es wohl zahlen.“ Dürer schließt den Bericht mit den Worten: „Er ist sehr alt und ist noch der beste im Gemälde (der Malerei).“ Diese Wertschätzung Bellinis durch Dürer hat das Urteil der Kunstgeschichte in vollem Umfang bestätigt.

R. Sch.

sie hatten einen großen Krieg vor sich, die Bolschewisten wollten ihre Weltrevolution retten und die Engländer ihr Weltreich. Deutschland sollte vernichtet werden, und wenn ganz Europa darüber zugrunde ginge. Daß sie dadurch Millionen gefallener Soldaten opfern würden, daß sie Europas gesamtes Kulturleben auslöschten und die Länder in die Barbarei zurückführen würden, fiel weder für diese beiden Teilhaber, noch für den dritten in die Wagschale.“ Knut Hamsun war aber kein Politiker, sondern Dichter. Und es war Deutschland gewesen, in dem seine Werke in Millionenauflagen erschienen waren und das ihm an erster Stelle sein langes Leben hindurch nicht nur das Brot des Tages geschenkt hatte, sondern darüber hinaus all die Ideale verkörpert hatte, von denen der Dichter von jung an träumte.

Knut Hamsun ist nie ein Demokrat im herkömmlichen Sinne des Wortes gewesen, sondern Aristokrat. Kein Wunder, daß man ihn einen nietzscheanischen Übermenschen schalt, einen Patriarchen und Autoritätsgläubigen. Der Mensch sollte aber, meinte er, Herr über sich und sein Schicksal sein, nicht Sklave. Und da Großbritannien ein Weltreich beherrschte, das sich um den ganzen Erdball streckte, war eben England der Feind für ihn und der Staat, der einst im ersten Konzentrationslager der modernen Welt Zehntausende von Buren hatte verrecken lassen und im ersten Weltkrieg Tausende von deutschen Kindern durch seine Blockade verhungern ließ, so wie es, in Zusammenarbeit mit Amerika und der Sowjetunion, mit seinen Bombengeschwadern im Zweiten Weltkrieg das Herzland Europas in Staub und Asche gelegt hatte. Und dies war die Ursache dafür, daß sich Knut Hamsun auf die deutsche Seite stellte.

Hamsun als Bahnbrecher der modernen Weltliteratur

Unter den übrigen Hamsunschriften seiner Landsleute seien hier noch die Erinnerungsbücher seiner Gemahlin Marie Hamsun, „Der Regenbogen“ und „Unter dem Goldregen“, das Buch seines Sohnes Tore Hamsun, „Kunt Hamsun — mein Vater“, und Harald S. Naess', „Knut Hamsun und Amerika“ erwähnt, die von Tore Hamsun publizierten Briefe des Vaters sowie schließlich Knut Hamsuns posthum erschienenen und nicht nur für die norwegische Literaturforschung bedeutsames Buch „Paa Turné, Tre Foredrag om litteratur“, Auf Tournee, drei Vorträge über Literatur, erwähnt. Man hat dieses Werk mit Nietzsches sensationellem „Fall Wagner“ verglichen, da auch hier eine junge, erst kürzlich zum literarischen Durchbruch gelangte Kraft gegen den traditionellen Zeitgeist revolviert. Henrik Ibsen und Edvard Grieg waren an einem der beiden Vorträge persönlich anwesend. Jene Vorträge hatten als verlorengelassene Gezeiten, als man sie zur Zeit der 100-Jahr-Feier der Geburt des Dichters in der Universitätsbibliothek von Oslo entdeckte. An diesem Hundertjahrstag, an dem Knut Hamsun über alle Welt als bahnbrechender und wegweisender Schriftsteller gefeiert wurde, ist er auch nicht in seinem eigenen Vaterlande verschwiegen worden. Inzwischen hatten die Wogen des Deutschlandshasses sich auch hier einigermaßen gelegt, so daß man sich nun objektiver mit diesem Adler in Ungewittern, wie Sten Sparre Nilson ihn nannte, wieder zu befassen anfang.

Heute vergleicht die offizielle norwegische Literaturgeschichte Knut Hamsun mit Geistern wie Dostojewski, Nietzsche und D. H. Lawrence und unterstreicht, daß sein Werk eines der merkwürdigsten Zeugnisse europäischen Kulturlebens beim „Übergang vom 19. in das 20. Jahrhundert“ gewesen sei. Man betont, daß „Hamsuns Kunst sich von der zartesten Poesie bis zum mächtigsten Epos erstreckt. Weniger als die meisten anderen kann er in einer Formel eingefangen werden. Man sagt, daß er ein Dichter der Natur war, der Dichter der menschlichen Sehnsucht zurück zum Ursprung, zu den Elementen, weg von der mechanisierten modernen Zivilisation. Es sieht aus, als wenn nun auch die neue, junge Nachkriegsgeneration, und zwar nicht nur in Norwegen, den Weg zu jenem Dichter zu finden beginne, den Gerhart Hauptmann „den nordischen Dostojewski“, Thomas Mann „den größten Lebenden“ genannt hat. Und Olaf Lagercrantz, der schwedische Dichter und Kritiker, seinerseits sagt: „Es kommt mir vor, als wenn Hamsun der einsamste aller Schriftsteller des Nordens wäre. Es schaudert uns vor ihm, aber wir lieben ihn“, während Hans Heiberg, der Vorsitzende des Norwegischen Verfasserverbandes, um noch einen Literaturhistoriker seiner eigenen Heimat zu zitieren, sagt: „In Norwegen hat es nie, weder früher noch später, einen solchen Zauberer der Dichtkunst gegeben, einen Meister des Wortes über allen anderen.“

FRITHJOF HALLMAN, STOCKHOLM

Ein schlechter Tip

Endlich sind wir glücklich Herrn Schönherr, der das Brechmittel Nummer eins der Mattscheibe war, mit seiner „Wünsch-Dir-was-Sendung“ losgeworden, als wir nun mit Herrn Dr. Günther Ziesel beglückt werden. Der neue Schauspieler (Entschuldigung: Showmaster heißt das natürlich!) sieht auf den ersten Blick recht sympathisch aus. Seine erste „Tip“-Sendung hat aber alle Illusionen im Expreßtempo zerstört. Sie propagierte einen neuen Berufsstand: den Hausmann. Während die Frau im Beruf dafür sorgt, daß die Kohlen stimmen, sitzt der Mann zu Hause, kocht, böhnt, wäscht und wickelt das Baby. Nun, daß dies — besonders bei jungen Ehen — da und dort, wenn der Mann sich noch in Ausbildung befindet, vorkommt, und daß dem Mann kein Stein aus der Krone fällt, wenn er im Haushalt mithilft, versteht sich von selbst. Doch darum ging es bei dem famosen „Tip“ nicht: Man wollte die totale Gleichberechtigung demonstrieren, die Verhältnisse verkehren: Mann an den Herd, Frau in den Beruf.

Wohin diese Planung logisch führen müßte, unterstrich in der Sendung die französische Regisseurin Agnes Varda mit ihrem mehr als geschmacklosen Ballett, in dem die Frauen die Kinder zeugen und die geschwängerten Männer sie gebären. Der Tanz der dickbäuchigen Männer war der Gipfel der Unappetitlichkeit. Erfreulicherweise haben zwei der Zuschauer aus Wien, allerdings viel zu höflich, diesem skurrilen Possenspiel die verdiente Abfuhr erteilt.

So kamen wir also glücklich von Herrn Schönherr auf Herrn Ziesel. Wenn uns Österreich an Schaumeistern nichts anderes zu bieten hat, wären wir froh, wenn das ZDF diese Art von ORF-Import einstellen würde.

E. K.

Ostern in den Alpen

Die gleichen Bräuche seit uralter Zeit

Am Ostersonnabend brennen noch immer in deutschen Ländern die Osterfeuer, auf den Anhöhen, bei Dörfern oder auf den Gütern. Auch hier in Oberbayern werden eifrig an den Abenden vorher Holz und Reisig von der Jugend zusammengetragen, genauso, wie in meiner norddeutschen Heimat. Frohsinn, Gesang, eine gute Rede begleiten das Leuchten des lodern den Feuers und gestalten es zu einem kleinen Fest. Es ist ein letzter Abglanz eines uralten Brauchs, der früher mit lautem Jubel begangen wurde. Das Osterfest, das Ende des Winters ist gekommen. Alles Alte, Müßige, Verkrustete wurde vertilgt, der Winter in Gestalt eines Lumpenmannes oder einer Strohpuppe verbrannt. Sein Regiment ist beendet. In den Hütten wurde vorher geschauert, geputzt, die verklebten Fenster geöffnet, das alte Bettstroh verbrannt — überall sollte frische Luft, Sauberkeit, Helle herrschen, damit der Frühling, die Verjüngung des Lebens, einziehen konnte. Auch die Alten wurden und werden zum Teil heute noch, von Kindern mit Weidenruten geschlagen, damit auch sie, wenn sie den Winter überstanden hatten, sich „verjüngen“, ihr Zipperlein verlieren und sich mit der Jugend freuen sollten.

Hier liegt ein kleiner Bergrücken direkt an einem See, von dem man im Norden das flache werdende hügelige Land überblicken kann. Wendet man sich um, so hat man die ganze Alpenkette vor sich, angefangen von den Allgäuer Alpen im fernen Westen, über das Wettersteingebirge mit der Zugspitze in der südlichen Mitte, weiter zu den Bergen um den Kochelsee bis hin zu den fernsten, östlichen, die im Dunst verschwinden. Wirklich ein Anblick, der schon an sich zur Andacht zwingt. Von diesem Platz sagen die Einheimischen, daß hier in alter Zeit das Fest der Ostara gefeiert wurde. Eine kleine Kapelle und das Mesnerhaus sollen wohl von diesem Platz die alten, heidnischen Geister vertreiben. Doch immer noch liegt der Abglanz alter Zeiten hier sozusagen in der Luft.

Man kann sich vorstellen, wie ringsum aus den Dörfern die Menschen im Abendlicht emporsteigen, um dem Tanz der Jugend zuzusehen, in die Flammen zu sehen und die beglückende Gewißheit tief mit der reinen Luft einzatmen: Jetzt ist der Winter, die Dunkelheit, Nacht und Tod zu Ende, die Erde verjüngt, die Sonne hat gesiegt! — Es wurde ein Reigen aufgeführt. Alle hielten sich an den Händen, sie tanzten die Gänge zwischen den Steinsetzungen, die sich immer mehr verengten, so wie der Sonnenbogen im Herbst immer kleiner geworden war, bis in die Mitte, wo auf einem Stein — als Sinnbild der vom Eisriesen gefangene Mutter Erde, die sich nun verjüngt hatte zu Ostara, der Lieblichen — eine Jungfrau saß. Der verengte Ring der Tanzenden wurde durchbrochen von einem jungen Mann, der nun der Befreier, der Frühling, der Maigras war. Er nahm das Mädchen an der Hand und das Paar schloß sich dem Ende der jetzt wieder weiter werdenden Tanzreihe an, bis sich auch die Letzten aus den Steinsetzungen entwirrt hatten. Beging man diesen Tanz mit einer kultu-

Als in den dreißiger Jahren „Der zerbrochene Krug“ von Heinrich von Kleist verfilmt wurde, spielte ein junger Mann den Ruprecht, dem man sofort diese Gestalt glaubte, obwohl es eine der schwierigsten Rollen ist, die es gibt: ein naiver, etwas einfältiger Bauernjunge, der kein Tölpel ist, aber auch nicht das sein darf, was man einen „Naturburschen“ nennt. Neben dem großen Emil Jannings fiel dieser junge Schauspieler durch seine überzeugende Leistung so sehr auf, daß man ahnte: hier bahnt sich eine große Karriere an. Das Publikum merkte sich schnell seinen Namen: Paul Dahlke.

Daß dieser Ruprecht eine so echte bäuerliche Ausstrahlung hatte, kam nicht von ungefähr, denn der vielversprechende junge Schauspieler stammt aus einem hinterpommerschen Dorf. Er wurde am 12. April 1904 in Groß Streitz, Kreis Köslin, geboren, wo sein Vater Lehrer war. Der stammte aus Grünwald-Dorf, Kreis Neustettin, und seine Mutter aus Grünwald-Gut. Der Vater war zudem ein bekannter Musikpädagoge und Herausgeber des damals verbreitetsten Schulliederbuchs: „Das deutsche Lied“.

Später erst lernte Paul Dahlke das alte, weinumrankte Schulhaus, in dem er geboren wurde, kennen, denn bevor er noch laufen konnte, übersiedelte die Familie nach Köslin. Stargard war die dritte Station seiner Kindheit, hier kam er zur Schule. Der Zufall wollte es, daß er auch bei seinem Vater Unterricht erhielt, was ihm keineswegs angenehm war. Paul Dahlke erzählt:

„Vater war streng und zog mir häufig den Hosenboden stramm. Ich gehörte nämlich keineswegs zu den Muttersöhnchen und Duckmäusern, sondern war ein wilder Junge, der gern allerlei Streiche verübte. Da hatte ich beispielsweise eine Armbrust geschenkt bekommen, mit der ich so manche Fensterscheibe in Trümmer legte, mitunter bildeten auch mißliebige Personen das Ziel meiner Bolzen. Nur zwei Menschen gab es, die mein Ungestüm zügeln und mich veranlassen konnten, für eine Weile still zu sein: die Mutter, wenn sie zur Laute griff und sang, und der pensionierte Lokomotivführer in der dritten Etage, dessen Papiagei so herrlich die Militärmärsche zu pfeifen verstand. Dieser Lokomotivführer hat mir später unter Hinweis auf ein Kinderbild, das er in einer Filmzeitschrift fand, geschrieben und angefragt, ob es sich um seinen kleinen Freund aus

Köslin handelte. Ich habe mich herzlich über diese Zeilen gefreut und ihm bestätigt, daß ich mit jenem Paul Dahlke identisch wäre.“



Paul Dahlke

Im Sommer fuhr der Junge zu den Großeltern nach Grünwald, wo er dem Großvater bei der Imkerei helfen durfte. Inker wollte er damals werden, aber wie schnell sollten sich seine Berufswünsche ändern...

Bald hatte er sein erstes Theatererlebnis im Stadttheater von Dortmund, denn

Fernsehen – kritisch betrachtet

In den Anfängen des französischen Realismus hatte der Dramatiker Alexandre Dumas der Jüngere einen Welt-erfolg mit seiner „Kameliendame“. Dem handlungssträchtigen, von glänzender Theaterberedsamkeit getragenen Bühnenstück stellte eine neuerliche französische Verfilmung ein fast wortarmes lyrisch-romantisches Poem gegenüber, eine Weise von Liebe und Tod, die in stimmungsvollen Bildern auf Verklärung einer im Halbweltmilieu sich abspielenden Liebesbeziehung bedacht war. Nur von ferne klang die sozialkritische These der Bühnenvorlage an. Das filmische Kammerspiel lebte ausschließlich aus der Schauspielkunst Ludmilla Tschernas, die immer wieder in Großaufnahme erschien, wobei freilich anzumerken ist, daß die Bemühung um künstlerische Wirklichkeitstreue zuweilen etwas überbetont war.

Die deutsch-jugoslawische Verfilmung vom „Schatz im Silbersee“ nach der Erzählung von Karl May dürfte ihr Fernsehpublikum gefunden haben, denn wer hätte sich nicht schon einmal in die Geschichten von Winnetou und Old Shatterhand vertieft? Indes, ob der Film auch die an den berühmten Titel geknüpften Erwartungen erfüllte, steht auf einem anderen Blatt. Das beste an dem Streifen waren noch die Szenen, in denen die Tramps und die Rothäute Attacke ritten. Sonst war in dem wilden Geschieße mit Pfeil und Feuerwaffe nicht viel von der Romantik Karl Mays zu spüren. Auch an schauspielerischer Leistung der beiden Hauptdarsteller wurde nicht viel ins Treffen gebracht. Die Filmemacher wären sicher gut beraten gewesen, wenn sie sich bei den Dialogen mehr an die Romanvorlage gehalten hätten. Denn bei Karl May liest sich manches anders und vor allem besser.

Wenn der so hochgejubelte „Quizmaster“ Hans-Joachim Kulenkampff nicht den Drang zur Schauspielerei hätte, wäre es besser um ihn bestellt. Denn für diesen Beruf fehlen ihm die Talente, was die Programmacher aber nicht hindert,

krampfhaft nach Stoffen für ihr Projektionskind zu suchen. Neuerdings präsentieren sie ihn als Bildschirm-Serienheld „Käpt'n Senkstaake“. Man hatte den Eindruck, daß die Beteiligten von sich selbst überzeugt waren, einen prächtigen Ulk zustande gebracht zu haben. Auf den Zuschauer wirkte der Spaß mehr als einfalllos und armselig. Doch der Gebührensahler dürfte hier nicht viel gefragt werden. Die nächste Folge wird ihm bestimmt vorgesetzt werden.

Demonstrationen von links getrimmten Studenten und Zusammenstöße mit der Polizei, bei denen es Tote und Verletzte gibt, gehören zum Zeitbild. Der Film „Er-mittlung gegen Unbekannt“ machte sich anheischig, die Aufklärung der schwierigen Umstände, die zum Tode eines Demonstranten führten, „objektiv wahrheitsgetreu“ darzustellen. Wer sich auf die Verlockung dieses Versprechens einließ und sich den Film ansah, bekam das Zeitbild in zweiter Spiegelung gleich mit. Denn die „Objektivität“ ging eindeutig zu Lasten der mit der Aufklärung betrauten Instanzen der Polizei und der Gerichte, denen Verschleierungstaktik in einer Weise unterstellt wurde, die schon an einen Skandal grenzt.

In engem Zusammenhang mit der Gestaltung der Fernsehprogramme stand eine Untersuchung, die Walter Schmieding über die soziale Notlage der großen Zahl der Schauspieler, denen — aus welchen Gründen auch immer — nicht der Durchbruch zur großen Karriere gelingt. Sie leiden Not, nicht nur aus Mangel an Beschäftigung, sondern auch aus unzulänglichem Gage. Die Antwort zur Milderung dieser Notstände läge beim Fernsehen selber. Weniger von jenen vielen ausländischen Importen an Filmen und Serien, die „im Dutzend billiger“ von den Fernsehanstalten eingekauft werden, dann wäre nicht nur den Schauspielern, sondern auch den TV-Abonnenten, die es schon lange nach besserer und gehaltvollerer Kost gelüftet, geholfen. Cälius

sein Vater war hierher an die Oberrealschule versetzt worden. Der „Freischütz“ wurde gegeben, und der Junge folgte gespannt den Vorgängen auf der Bühne. Als sich in der Wolfsschlucht-Szene der ganze Spuk der höllischen Mächte auftrat, bekam er es doch mit der Angst zu tun und verkroch sich ängstlich hinter dem breiten Rücken einer Dame, die vor ihm saß. Aber obwohl ihn das Theater stark beeindruckte, stand es noch nicht im Mittelpunkt seines Interesses. Nach bestandem Abitur wußte er immer noch nicht, was er werden sollte.

Ihn interessierte der Grubenbetrieb, und so arbeitete er selbst unter Tage und ging 1923 an die Bergakademie nach Clausthal-Zellerfeld. Von hier aus wechselte er an die Technische Hochschule nach Berlin-Charlottenburg. Bald aber belegte er an der Universität auch Germanistik und Theaterwissenschaft, denn langsam kam ihm die Einsicht, daß das Bergstudium doch nicht das Richtige für ihn sei. Immer stärker wurde sein Wunsch, zur Bühne zu gehen. Als sein Vater überraschenderweise nichts gegen die Pläne seines Sohnes einzuwenden hatte, meldete sich Dahlke in der Schauspielerschule des Deutschen Theaters an. Hier arbeitete bereits berühmte Regisseure mit den jungen Schülern, und Agenten sahen sich die Aufführungen an.

Paul Dahlke bekam schnell kleine Rollen an den verschiedensten Berliner Bühnen, und Heinz Hilpert holte ihn an die Volksbühne und ans Deutsche Theater. Hier verkörperte er viele schöne Rollen, so den Schäferhans in „Florian Geyer“, den Don Juan in „Viel Lärm um nichts“, den Just in „Minna von Barnhelm“, den Tobias in „Was ihr wollt“ und natürlich den Ruprecht in Kleists „Der zerbrochene Krug“.

So war es kein Wunder, daß ab 1934 auch der Film, die Ufa und die Tobis, auf ihn aufmerksam wurden. „Das Fräulein von Barnhelm“ und „Der zerbrochene Krug“ hießen die ersten Filme nach den klassischen Bühnenstücken, mit denen Paul Dahlke sogleich zu einem Begriff wurde. Dann aber kam ein Film, an den sich heute noch viele Menschen mit Bewunderung erinnern und den Experten zu den besten Filmen zählen, die je gedreht worden sind: „Romanze in Moll“. Diese schauspielerische Leistung Paul Dahls wird unvergessen bleiben. Von nun an gehörte der Lehrersohn aus Ostpommern zur Spitzenklasse der deutschen Darsteller. Er wurde jedoch nie das, was man einen „Star“ nennt, er wollte und konnte nichts anderes sein als ein guter Schauspieler, der in jeder Rolle echt und unverwechselbar ist.

Nach dem Krieg holte ihn der Film bald wieder. In „Menschen in Gottes Hand“ spielte er einen vertriebenen Bauern mit ostdeutschem Akzent. Es folgten „Das fliegende Klassenzimmer“ und „Drei Männer im Schnee“, „Das Haus in Montevideo“ und „Felix Krull“, in dem er den Professor Kuckuck mit skurrilem Charme gestaltete.

Inzwischen sind es mehr als 130 Filme geworden, und man kann sie nicht mehr alle aufzählen. Dabei ist Paul Dahlke aber nicht dem Theater untreu geworden. Jedes Jahr geht er mit seiner Frau Elfie Gerhart auf eine große Tournee durch die Bundesrepublik, Österreich und die Schweiz. Sein neues Zuhause ist inzwischen die Steiermark geworden, dort besitzt er ein Holzhaus am Grundsee. Alle handwerklichen Arbeiten führt er selbst aus, denn er ist auch ein guter Bildhauer und verkriecht sich gern in seinem Atelier. Ebenso gern aber hat er Gäste und pflegt eine großzügige pommersche Gastfreundschaft.

Doch selten sind für ihn die Mußstunden, denn auch das Fernsehen kommt mit neuen Aufgaben. Millionen können ihn nun zur gleichen Zeit sehen, so in „Halbe Wahrheiten“, „Alle meine Söhne“ und natürlich in „Der zerbrochene Krug“. Daß von allen deutschen Schauspielern gerade er ausgewählt wurde, den Dorfrichter Adam zu spielen, ist bezeichnend genug. Wer außer ihm hat noch das Format und die Gestaltungskraft, diese Traumrolle eines jeden Komödianten mit so prallem Leben zu erfüllen? Pfiffigkeit und Bauernschläue, Unbeholfenheit und Gerissenheit, Liebenswürdigkeit und Boshaftigkeit — alle diese Eigenschaften muß der Adam haben, und Paul Dahlke umgab diese große Spannweite des Gefühls mit einem hintergründigen, urwüchsigen Humor, der im Bereich des Niederdeutschen wächst. Er spielte den Dorfrichter Adam so, wie ihn sich Heinrich von Kleist wohl erträumt hat. Was kann man Schöneres zum Lobe eines Schauspielers sagen?!

Auf dem Höhepunkt seiner Darstellungskunst wurde ihm der pommersche Kulturpreis verliehen, den er voll herzlichem Dank und voller Bescheidenheit annahm. Als Ehrengabe erhielt er dazu eine antiquarische Ausgabe des Buches „Das deutsche Lied“, das sein Vater einst herausgab. Seinen 70. Geburtstag bringt er in Hamburg.

KLAUS GRANZOW

Ostererinnerung für 1945

Noch sang Wilhelm Strienz im Deutschen Rundfunk: „Heimat, deine Sterne, der Himmel ist wie ein Diamant...“ Aber nicht mehr voll Sehnsucht sah man zum Himmel auf, sondern voll Angst. In der Nacht kamen die Bomber, am Tage die Jabos! Auf alles, was sich auf der Erde bewegte, stürzten sie herab, ob pflügende Bauern, ob Frauen, die im grün leuchtenden Feld Ackersalat für ein Ostergericht suchten, selbst Kinder lernten es, sich flach auf die Erde zu pressen. Stand irgendwo ein abgeschobener Eisenbahnwagen — jüü, schossen sie wie Raketen herab, spießen ihre totbringende Ladung aus, trafen Kühe, die friedlich im Stall wiederkauten. Das schmerzzerfüllte Gebrüll der Tiere ließ die auf der Erde noch Lebenden erschauern, trotzdem rannten sie, der Kreatur Hilfe zu bringen, denn sie fühlte wie du den Schmerz.

Dabei blutete Deutschland bereits aus tausend Wunden. In Preußen hatte es geheißt: Einen blutenden Feind verfolgt man nicht! Und Amerika war doch von einem Preußen geschult worden. Man begriff nichts mehr, und auf Fragen der Kinder wußte man keine Antwort, wollte auch keinen Haß in die unschuldigen Herzen pflanzen.

Längst war der kleine Fluß, der ein Dorf im Süden des Deutschen Reichs durchfloss, vom Eise befreit; die herabhängenden kleinen Kolben an den Haselzweigen hatten sich schon gelb gefärbt, streuten beim leichtesten Wind ihren Blütenstaub auf die Erde, die die Samenkörner empfangen, auf daß neue Bäume wachsen konnten. Wären sie Glöckchen gewesen, hätte man ihr Vorostergeläut weit hören können.

Das Leben im Dorf ging seinen gewohnten Gang. Hörte man die Schelle des Ausrufers, der wichtige Dinge den Bewohnern bekanntgab, kam jeder auf die Gasse, teilte er doch auch den Nichtselbstversorgern mit, was im Nachbardorf auf Lebensmittelkarten aufgerufen war. Die Frauen, unter denen einige aus den bombengefährdeten Städten kamen, machten sich sofort auf den Weg, immer ängstlich zum Himmel schauend und warfen sich beim Herannahen eines Flugzeugs gleich in den Graben, die Kinder mit ihrem Körper deckend.

Im Ausgingehäuschen eines Bauernhofs wohnte auch eine „Bombenfrau“. Ihr Reichtum waren ihre Kinder und ihr Stolz. Dankbar war sie für die Aufnahme gewesen, hatte sich in das Dorfleben eingefügt, nie Ansprüche gestellt, denn das geizt einem Gast nicht. An einem Nachmittag klopfte es an ihre Tür. Mit dem jüngsten Kind auf dem Arm öffnete sie. Vor ihr standen drei fremde, ordentlich aussehende Männer in dunkelgrünen Mänteln, boten ihr einen Hundertmarkschein und redeten in einer Sprache, wovon sie nur das Wort „chleb“ verstand. Sie wollten also Brot kaufen. Seltsam, vor den Sowjets war sie in panischer Angst mit einem schwerkranken Kind, das sie aus dem Krankenhaus geholt, geflohen, vor diesen Russen fürchtete sie sich nicht. Im Herbst waren Kosaken mit herrlichen Pferden im Dorf gewesen, niemand war vor ihnen fortgelaufen, diszipliniert, wie echte Soldaten hatten sie sich verhalten. Zwischen Sowjets und Russen mußte wohl ein Unterschied bestehen.

In vier Tagen würde die Christenheit das Osterfest, die Auferstehung feiern. Steht aber die Barmherzigkeit nicht auf, was soll dann aus der Welt werden? Von ihrem geringen Vorrat, den sie mit den Kindern im Nachbardorf geholt, teilte sie jedem der Männer ein halbes Brot zu,

Warum haben die Fluglotsen gestreikt? — Weil Willy Brandt so lange über den Wolken schwebte, bis der Luftverkehr Lau-Lau wurde.

den Geldschein nahm sie nicht an. In dem Augenblick heulten die Jabos auf, ängstlich duckten sich die Fremden vor ihren „Verbündeten“. So wies die Frau den Männern einen Platz an, den sie, die Mützen in der Hand haltend, still einnahmen. Sie schloß die Tür.

Die Gefahr war bald vorüber. Tief verneigten sich die Männer vor der Frau, sagten: „Spasiwa, spasiwa“ (danke), einer aber machte ein Kreuzzeichen. Sie gingen.

In den Lüften flog die Unbarmherzigkeit, tötete Freund und Unschuldige. Hunderte Kilometer entfernt war die aufgepeitschte Bestie Mensch losgelassen, tobte ihren „Siege“ an wehrlosen Frauen, Kindern und Greisen aus. Und die Welt war zu einem Kreuzzug aufgebrochen? Für wen?

Der erste Ostertag fiel auf den 1. April. Vor 130 Jahren hatte an dem Tag Otto von Bismarck, der spätere Eiserne Kanzler des Deutschen Reichs, das Licht der Welt erblickt...

Welch eine Erinnerung in diesen schweren, kaum ertragbaren Tagen!

HILDEGARD BLUMBACH



1

gebuchstammt von dem gebuchten zu gebuch als
gebuch

(das Gebuch ist
nicht gebuch)

Mein Gebuch
gebuch.

Leicht der Gebuchstam, leicht der Gebuchstam.

Gebuchstam Gebuchstam Gebuchstam Gebuchstam.

Gebuchstam Gebuchstam Gebuchstam (Gebuchstam,
Gebuchstam Gebuchstam (Gebuchstam))

1



2. Gabelstumpf - am Ende hängen die Gabeln wie
Yucca

Leisten die den Aufputz mit dem Aufputz
mit dem Pyrolyse





3. Jahrestag des ersten Weltkrieges in Ypern
oder Yperre

Leids und der Aufopferung

i k g s

1



4 Jahresthürten zum Tausch kommen





5. Jahrestag des ersten Jahres in Yemen oder
Jahre

Lebte in dem Wustland mit dem Dürren
und der Dürre. / Auch auf einem Baum
Wald, das waren die ersten Wälder in
der Gegend. (Auch in der Gegend, die aber nicht
mehr zu sehen ist.)

i k g s



Kopie in Hand
München

Bezugspreis 57
80 & 35 Lebensjahre
i k g s